

Diskussionsbeiträge
des Fachbereichs Wirtschaftswissenschaft
der Freien Universität Berlin

Nr. 2005/13

VOLKSWIRTSCHAFTLICHE REIHE

**Lateinamerika als Passion
Ökonomie zwischen den Kulturen**

Ein Interview mit Manfred Nitsch

Die Fragen stellte **Dr. Alrich Nicolas**, Ökonom und ehemaliger Botschafter Haitis in Deutschland. Das Interview fand statt aus Anlass des 65. Geburtstages und der Emeritierung von Prof. Dr. Manfred Nitsch



ISBN 3-938369-12-4



Freie Universität Berlin

Lateinamerika-Institut
Rüdesheimer Str. 54-56
www.fu-berlin.de/lai

LATEINAMERIKA ALS PASSION ÖKONOMIE ZWISCHEN DEN KULTUREN

EIN INTERVIEW MIT MANFRED NITSCH

Februar 2005

Die Fragen stellte **Dr. Alrich Nicolas**, Ökonom und ehemaliger Botschafter Haitis in Deutschland. Das Interview fand statt aus Anlass des 65. Geburtstages und der Emeritierung von Prof. Dr. Manfred Nitsch.

AN: Wie kommt man als Student der Wirtschaftswissenschaft in Deutschland auf Lateinamerika? Gibt es in deiner Biographie oder in deiner wissenschaftlichen Sozialisation einen Grund, warum du Lateinamerika-Spezialist geworden bist?

MN: Ja. Meine Eltern hatten eine private Sprachenschule, und da habe ich gleich nach dem Abitur 1959, nach Englisch und Französisch eben auch Spanisch als Fremdsprachenkorrespondent gelernt. 1960 war das Jahr Afrikas und das Jahr der ersten Entwicklungsdekade. Ich war als Kind mit meinen Eltern in den 50er Jahren einmal in Genf gewesen, und da hatten wir gesagt: So, hier müsste man sich eigentlich beim *Palais des Nations* – und drum herum – um internationale Fragen kümmern. Es war so etwas wie der Traum meiner Eltern, die ja während des Dritten Reiches und nun auch in der Nachkriegszeit sich Derartiges gar nicht erfüllen konnten. Als ich dann mein Studium der Wirtschaftswissenschaften, insbesondere der Wirtschaftspädagogik, also als Handelslehrer, aufnahm, war es insofern nahe liegend, dass ich mich im Studium mit Entwicklungsfragen beschäftigte und auch ein Semester in Genf einlegte. Ich hatte dann ein Stipendium in den USA – ein Fulbright-Stipendium – ; dort war das Semester im Juni zu Ende, und in München fing es im November erst wieder an, so dass ich Zeit hatte, mich ein wenig umzuschauen. Auf diese Weise bin ich 1963 als Student nach Kolumbien gekommen.

AN: Warum gerade Kolumbien?

MN: Das war Zufall: Eine Studentengruppe ging nach Kolumbien, und ich konnte mitgehen und erhielt dann auch noch einen kleinen Zuschuss, damit es eine internationale und nicht nur US-amerikanische Gruppe war. Die eine Hälfte von uns war in den *barrios populares* von Cali und half mit, ein Fußballfeld zu planieren. Ich war mit der anderen Hälfte der Gruppe im Tiefland, d.h. im tropischen Regenwald an der Pazifikküste, und wir haben uns gegenseitig besucht. So habe ich zwei Monate lang als Student „Lateinamerika von unten“ erlebt. Diese Erfahrung hat mich so gefangen, dass ich die Diplomarbeit und die Doktorarbeit über Lateinamerika geschrieben habe. Die Regionalstudien waren damals gerade im Kommen: die Volkswagen-Stiftung hatte Lehrstühle gespendet, Bielefeld wurde ausgebaut, das Lateinamerika-Institut an der FU Berlin wurde gegründet und anderes mehr. Das war damals die Konjunktur und der Weg, den man dann auch in der akademischen Wissenschaft einschlagen konnte.

AN: Und warum dann später die starke Spezialisierung auf Brasilien?

MN: Erst war ich in München Lehrassistent für Betriebswirtschaftslehre; dann fing ich im Max-Planck-Institut für Patent- und Urheberrecht mit einem Drittmittelprojekt der DFG über Markenrecht in Entwicklungsländern an, und dann ging ich zur Stiftung Wissenschaft und Politik. Ich war also erst ausgebildeter Pädagoge, dann wurde ich BWL-Assistent, dann war ich in einem juristischen Max-Planck-Institut und dann in einem politikwissenschaftlichen Institut, – das ist ja das Institut für internationale Beziehungen der Bundesregierung. Dort konnte man natürlich nicht über Jahre hin eine Studie allein über Guatemala oder sonst ein für die Politikberatung „kleines“ Thema machen, und es war die Zeit des „brasilianischen Wunders“. Als ich 1972 bei der UNCTAD-Konferenz in Santiago de Chile als Beobachter in der deutschen Delegation war, habe ich auf dem Rückweg in Brasilien Station gemacht, um dieses „brasilianische Wunder“ als Ökonom mir genauer anzuschauen und darüber ein Buch, eine SWP-Studie (Stiftung Wissenschaft und Politik) zu machen.

AN: Wir wissen um deinen großen Beitrag zur Analyse und Kenntnis Lateinamerikas. Was hast du von der Auseinandersetzung mit diesem Kontinent und mit seinen Wissenschaftlern gelernt? Hat sich dadurch dein Blick auf Deutschland sowie auf Europa insgesamt verändert?

MN: Ja, natürlich. Der Blick von außen auf Lateinamerika führt natürlich auch dazu, dass man das zurückspiegelt und bis zum gewissen Grade die Provinzialität der eigenen Ausbildung und der eigenen Gesellschaft reflektiert. Um ein Beispiel zu nennen: 1992 war der 500. Jahrestag der Entdeckung Amerikas durch Kolumbus, und der RIAS machte im Rahmen der Funkuniversität eine Sendereihe zum Thema „Was unterscheidet die Americas von Europa?“ 20 Minuten Sendezeit für ein solches Thema sind knapp, man musste sich also Gedanken machen. Ich hatte mich soeben sehr mit der *Dependencia*-Diskussion auseinander gesetzt und gemerkt, dass beide Seiten ihre Provinzialität hatten und haben. Wenn wir hier – bringen wir es mal auf die alte mittelalterliche Formel – „*Ora et labora*“ sagen (also: „bete und arbeite“) und in „*labora*“ vielleicht sogar noch die Leistung auch von Kapital und Boden mit einbeziehen, dann herrscht in Europa die Vorstellung: Unser wirtschaftlicher Reichtum und unser Lebensstandard hängen davon ab, was man leistet – und außerdem noch vom Segen Gottes. Das war es dann aber auch. In Lateinamerika merkt man sehr schnell, dass „*Fortuna*“ wichtig ist, was in Deutschland oder in Westeuropa eher ausgeblendet bleibt: Ob man nun eine Goldader findet oder eine Kupferader oder nicht, und dass der Lohn, den man als Kupferarbeiter bekommt, oder auch der Profit, den man aus einer Goldgrube ziehen kann, davon abhängt, wie der Goldpreis oder der Kupferpreis in New York oder in London ist. Die Vorstellung, die mit „*ora et labora*“ verbunden ist, dass nämlich der Wohlstand nur von der eigenen Leistung und vom Segen Gottes abhängt, klingt sehr weit weg, wenn man sich in Bolivien oder in Peru mit den Goldwäschern unterhält und sich mit dem Auf und Ab des internationalen Goldpreises und den *Garimpeiros* in Brasilien befasst. Der wechselseitige Provinzialismus besteht darin, dass in Lateinamerika leicht „*labora*“ unterschätzt wird und allenfalls als Notwendigkeit oder auch als Sklavenarbeit überhaupt von oben herab angesehen wird. Bei uns hingegen wird leicht übersehen, dass wir von den Schätzen der Erde und nicht vom lieben Gott und dem Segen und der eigenen Leistung allein leben: Die ökologische Frage bleibt ausgeblendet und ebenso die Abhängigkeit von der Arbeit anderer. Bei uns ist also die „*Dependencia*“ sozusagen provinziell ausgeblendet, während man in Lateinamerika eher auf „*Fortuna*“ und „*Dependencia*“ zu setzen geneigt ist und dagegen „*labora*“ nicht unbedingt als Quelle von Reichtum betrachtet.

AN: Ich möchte in dieser Richtung nachhaken: Meinst du, dass die Ökonomen diesen Dialog der Kulturen führen können? Die jetzige Kritik an der Ökonomie als Wissenschaft sagt, sie sei ein Herrschaftsdiskurs, den es zu dekonstruieren gilt. Können Anthropologen oder Literaturwissenschaftler nicht besser mit diesem Dialog zwischen den Kulturen umgehen

MN: Ja, aber man muss eben die *mainstream economics* sehr gut kennen und auf dieser Basis den – wie man so schön sagt – „Autismus der Ökonomie“ („*l'autisme de l'économie*“) diskutieren, wie etwa in Frankreich, aber auch darüber hinaus. Man muss die *mainstream economics* gut kennen, um zu wissen, worin dieser Provinzialismus der nordatlantischen *mainstream economics* – Ökonomik, wie es dann immer so schön zur Verdeutlichung von Wissenschaftlichkeit genannt wird – besteht. Man muss diesen Diskurs und die Modelle verstehen, insofern gehen dann doch nicht selten die etwas naiven Vorstellungen von einer „solidarischen“ Wirtschaft, „Eine andere Welt ist möglich“ und ähnliche schöne Vorstellungen, die dann von den Ökonomen nicht ganz zu Unrecht als „*Schlaraffenland*“-*Economics* betrachtet werden, an dem vorbei, was man in der ökonomischen Wissenschaft betreibt. Mein Anliegen hier auf dem Lehrstuhl seit 1977 ist eigentlich immer gewesen, die *main-stream economics* zu vermitteln und ernst zu nehmen, sich damit auseinander zu setzen und die alternativen Ansätze gerade *nicht* als anthropologisch, soziologisch oder sonst wie unökonomisch zu betrachten, sondern die spezifisch ökonomischen, sozusagen auf gleicher Augenhöhe mit dem mainstream liegenden methodologischen Fragestellungen einzuführen und die Studierenden damit vertraut zu machen.

AN : Das erlaubt mir, die Diskussion über Orthodoxie und Heterodoxie in der Ökonomie aufzugreifen. Wir wissen um deine große Sympathie für das heterodoxe Modell. Wie lebt man als Hochschullehrer 30 Jahre lang mit dieser Sympathie für die Heterodoxie in einem Fach, wo die Paradigmenkämpfe besonders ausgeprägt sind.

MN: Eine große Hilfe waren dafür meine Erfahrungen als Wirtschaftspädagoge, denn die haben mich dazu gebracht, im Gefolge von Paulo Freire und seiner „Pädagogik der Befreiung“, wissenschaftliche Modelle als mehr oder weniger lebensfördernde didaktische Instrumente zu begreifen. Wichtig war aber auch die Karriere – erst BWL-Assistent, dann im juristischen Max-Planck-Institut, dann in einem politikwissenschaftlichen Institut und dann hier der Lehrstuhl in VWL –, denn man hat auch zu den VWL-Modellen ein nicht so stark identitätstiftendes, sondern, bis zu einem gewissen Grad, ein eher sportives Verhältnis. Die tiefe Identifikation, die häufig bei Ökonomen vorhanden ist – „Ich bin aber Keynesianer, Marxist oder Neoklassiker!“ –, ist bei mir weniger ausgeprägt, weil ich mich erst relativ spät mit der VWL als Lehrbuchwissenschaft auseinandergesetzt habe. Ich hatte zwar in VWL promoviert – in München bei Hans Möller, einem sehr guten, liberalen („liberal“ mit kleinem „l“ und nicht mit dem großen harten „L“ der *Chicago Boys*) und breit gebildeten VWL-Professor –, aber die wissenschaftliche Sozialisation erfolgte dann eher mit Hilfe von anderen Modellen, auch aus der Soziologie, aus der BWL, aus der Rechtswissenschaft und der Politikwissenschaft, so dass ich mich, als ich hierher kam, dann furchtbar strecken musste, erst mal die aktuellen Lehrbücher durcharbeiten, – und die marxistische Ökonomie, die ja hier in den 70er Jahren in Westberlin sehr en vogue war, kam sozusagen noch dazu. Man musste also nicht nur die *Mainstream-Economics*-Lehrbücher pauken, um im Grundstudium etwas Seriöses anbieten zu können.

Ich hatte vorher, in Publikationen über das „brasilianische Wunder“, die UNCTAD, Technologie-Transfer und über internationalen Handel volkswirtschaftliche Modelle eher aus der wirtschaftspolitischen Ecke her als Instrumente, Werkzeuge wahrgenommen. Das Handwerk des Werkzeugmachers musste ich also nachlernen. Bei so was bin ich aber ganz fix, und die solide Vorbildung in VWL aus dem Möller-Seminar war ja da. Als Mitglied der „skeptischen Generation“ war mir überdies die Vorstellung in Fleisch und Blut übergegangen, dass es bei jedem Ansatz einen bestimmten Erkenntniszuwachs gibt, aber wenn man es zu weit treibt, dann kommt man in den Bereich des negativen Ertragszuwachses an Erkenntnis. Also bloß kein Fanatismus! Das war etwas, das mir geholfen hat, auch die Schulen nicht so ernst zu nehmen, so dass ich nie ernsthaft Krach mit denjenigen bekam, mit denen ich nicht so sehr sympathisierte.

AN: Die Debatte über Globalisierung und Regionalstudien hat uns in letzter Zeit sehr beschäftigt. Wir alle kennen die These, dass durch die Globalisierung die Regionalstudien überflüssig werden. Es geht dabei eigentlich um das Verhältnis zwischen den einzelnen Disziplinen und den Regionalstudien. Wie lässt sich die Selbstständigkeit oder die Weiterführung von Regionalstudien in diesem Kontext verteidigen?

MN: Auch und gerade *mainstream economics* ist etwas sehr Nordatlantisches, mit der Ausblendung der – sagen wir es mal in Anführungszeichen – „aus den Kolonien kommenden“ Ressourcen, und der Ausblendung der Arbeit anderer Leute, „der Kolonisierten“. Deswegen hat der *Main-stream* sehr viele blinde Flecken. Ich denke, dass die Auseinandersetzung mit indigenem Wirtschaften zum Beispiel sehr wichtig ist: Wo sehr stark an das Ökosystem angelehnt gewirtschaftet wird und Mutter Natur einen großen Raum einnimmt – wo man also gerade nicht nur der eigenen Leistung und der Akkumulation von *man-made capital* das Wort redet, wie in unserem üblichen Wachstumsmodell. Diese Art von Eingehen auf lokale Bedingungen und eine entsprechende Theoriediskussion ist für eine wirklich globale und umfassende VWL sehr wichtig. Ein anderes Stichwort: unser alter Freund Prebisch, der Argentinier in Santiago de Chile, der dann der Vater der UNCTAD wurde und vorher die CEPAL (die Wirtschaftskommission für Lateinamerika) als Generalsekretär geleitet hatte ... Er leitete die Nachkriegszeit damit ein, dass

er die Lateinamerikaner davor warnte, Freihandel in dem Sinne zu machen, dass man sich auf die Rohstofflieferantenrolle allein zurückzieht, wie das vor dem Ersten Weltkrieg der Fall gewesen war. Diese Art von Theoriediskussion mit politischen Vorstellungen ernsthaft in die globale Wissenschaft einzuführen, heißt auch, gerade die Provinzialität des eigenen Saftes, in dem man schmort, zu reflektieren, oder dass das ein sehr begrenzter, kleiner Topf nur ist, in dem man immer wieder rührt, wenn man nur nordatlantische Wissenschaft betreibt! Deswegen: Lokales ernst nehmen, also auch sub-national argumentieren und sehen, welche allgemeinen und speziellen Formen des Wirtschaftens es gibt. Auseinandersetzung also auch mit *guanxi economics* in China, mit islamischer Wirtschaft, und wie gesagt, mit indigenen Wirtschaften in den Anden oder im amazonischen Tiefland oder mit Geld im Sozialismus, im real existierenden Sozialismus: All dies hilft, herauszufinden, wie Wirtschaft funktioniert. Es geht doch um allgemeine ökonomische Modelle, die dann in den verschiedenen Epochen und verschiedenen Regionen der Welt ihre Ausprägung gefunden haben und weiterhin finden.

Da finde ich zum Beispiel auch die Produktionsweisen-Diskussion, die von Marx geführt worden ist, sehr instruktiv und weiterführend, denn man kann wirklich von dem alten Marx eine Menge lernen, wenn er sich über vorkapitalistische Produktionsweisen auslässt, oder wenn die nicht-orthodoxen Marxisten über den Realsozialismus als Klassengesellschaft mit *Nomenklatura* und allem drum und dran geschrieben haben. Diese allgemeine ökonomische Theorie, die dann in Raum und Zeit sich unterschiedlich manifestiert, zu formulieren, – das finde ich ein wichtiges Desiderat der wissenschaftlichen Auseinandersetzung.

AN : Wir stellen heute in der Ökonomie eine gewisse Annäherung der Heterodoxie und der Orthodoxie fest. Lag die Schwäche der Heterodoxie nicht an ihrer mangelnden mikroökonomischen Fundierung? Oder hatten die *mainstream economics* die besseren Argumente und Modelle?

MN: Na ja. Durch die jetzt in den letzten 12-15 Jahren entstandenen Ideen, auch in den *mainstream economics*, von multiplen Gleichgewichten, ist man ja von einer vorbestimmten, prästabilierten Harmonie durch Marktwirtschaft auch bis zu einem gewissen Grade im *Mainstream* abgekommen, so dass die Möglichkeit anerkannt wird, dass Unterentwicklung ein Gleichgewicht darstellt, in dem sich eine regionale, lokale, familienwirtschaftliche oder auch nationale Ökonomie dann wieder fängt. Ich meine, dass man sich da auch durchaus um eine Mikrofundierung bemüht und mit Erfolg bemühen kann. Beispiel: Wenn man eine neoklassische Preistheorie zu Grunde legt, die Familienwirtschaft analysiert, in der Arbeit ein Fixkostenfaktor ist, so dass Selbstausschöpfung, also die Nicht-Deckung der kompletten Kosten einer Familienwirtschaft, in der bäuerlichen Wirtschaft eigentlich eher die Regel als die Ausnahme ist, dann kommt man dazu, mit neoklassischem Instrumentarium ein Unterentwicklungsgleichgewicht in einer kleinbäuerlichen Wirtschaft – eine Armutswirtschaft sozusagen – zu konstatieren und dies einfach aus den herrschenden ökonomischen Modellen abzuleiten. Oder unsere Arbeitslosigkeit: In der Geldwirtschaft gibt es eine hierarchische Gliederung zwischen Geldmarkt, Kreditmarkt, Gütermarkt und Arbeitsmarkt, so dass der Arbeitsmarkt ziemlich weit unten ist und gerade nicht innerhalb eines allgemeinen Gleichgewichts. In der Geldwirtschaft hat man also eine Tendenz zur Unterbeschäftigung, wie wir das im Monetär-Keynesianismus und in allen anderen Varianten des Keynesianismus auch eher sehen und unterstellen, dass also die Unterbeschäftigung von Arbeitnehmern einen Gleichgewichtszustand darstellt.

Das sind schon so Sachen, die man in einer gewissen Weise als Mikrofundierung für die Analyse nicht nur von Entwicklung und Wachstum, sondern gerade auch von Unterentwicklung betrachten kann und bei der Analyse der Armut reproduktion auch durchaus ernst nehmen sollte. Man soll das auch nicht verstecken, und ich finde, dass man das ruhig Mikrofundierung nennen kann.

AN: Du hast als überzeugter Keynesianer einen Aufsatz mit dem Titel „Entwicklungstheorie unter Unsicherheit“ geschrieben. Was gewinnt man mehr an Erkenntnis wenn man mit einem

solchen Modell arbeitet? Ist es dann ein besseres Instrument als der Sozialismus-Ansatz oder der *Dependencia*-Ansatz?

MN: Ja. Bei der Ungewissheit, also prinzipieller Ungewissheit und Unsicherheit, ist es meines Erachtens in zweifacher Hinsicht wichtig, dass die Studenten es verstehen. Erstens aus ökologischen Gründen: wir wissen wirklich nicht, was mit dieser Erde passiert, wenn wir in den Fernseher gucken, und wie sie reagiert auf Klimaveränderungen. Ebenso wenig wissen wir, wie lange das Öl noch reicht und ähnliches mehr. Hier mit prinzipieller Ungewissheit zu operieren, scheint mir sehr wichtig, sonst läuft man Gefahr, in die Falle des Alarmismus hinein zu laufen: Das könnte zum Beispiel bedeuten, dass man schnellstens auch noch die Ölquellen im Iran unter militärische Kontrolle bekommen möchte, so ungefähr. Das Gegenteil dazu wäre der Quietismus (also von *quiet*, ruhig sein), also eine Beschwichtigungsstrategie und genau so wenig empfehlenswert: Fahren wir doch ruhig mit schönen dicken Autos durch die Gegend, es wird schon alles gut gehen. Weder das eine noch das andere ist eigentlich intellektuell vertretbar, sondern „Wege in der Gefahr“ zu definieren und zu identifizieren, wie das Carl-Friedrich von Weizsäcker mal genannt hat, und insofern eben auch Gefahr, Risiko, Unsicherheit im ökologischen Sinne als konstitutiv für die *condition humaine* zu betrachten, in der Moderne ganz besonders und in prekären Situationen. Der zweite Punkt ist, dass man auch im Umgang mit Geld und Geldwirtschaft immer auf *bank runs*, immer auf Herdenverhalten, immer auf *bubbles* und immer auf Finanzkrisen abstellen muss und darauf gefasst sein sollte, dass irgend etwas Unsicheres und Ungewisses passiert. Es sollte eben nicht unterstellt werden, wir hätten ein fundamentales Gleichgewicht, wenn wir nur eine ordentliche Marktwirtschaft haben, dass im Prinzip Vollbeschäftigung herrscht und al-les in Ordnung ist, in prästablierter Harmonie, und die „unsichtbare Hand“ führt uns schon in ein Konsumparadies. Diesen Kinderglauben den Studenten zu nehmen und an die Ungewissheit als Denk-Notwendigkeit hinzuweisen, – das ist dieser zweite inhaltliche Punkt.

Von der Überschrift des Artikels her „Entwicklungstheorie unter Ungewissheit“ sollte auch darauf angespielt werden, dass es eben in der Entwicklungstheorie im Moment sehr schwierig ist, Gewissheiten zu finden, dass auch auf dieser Metaebene sozusagen Ungewissheit herrscht. Deswegen dieses Wortspiel, das sich sowohl auf die Ungewissheiten in dem Untersuchungsobjekt als auch auf den entwicklungstheoretischen Diskurs bezieht.

AN: Die Ökonomen haben aber ein großes Problem mit dem Konzept der Unsicherheit, vor allem, wenn sie als Entwicklungsökonomien arbeiten: Es wird von ihnen erwartet, dass sie Prognosen liefern, Lösungen anbieten und sich nicht hinter dem Konzept von Unsicherheit verstecken. Wie geht man mit diesem Problem um?

MN: Auch da scheint es mir wichtig zu sein, dass man auf die Ungewissheit von solchen Prognosen und von den darauf aufbauenden wirtschaftlichen Empfehlungen abstellt. Dementsprechend ist meine Linie eher zu sagen: nicht das *Optimum optimorum* und die Marginalanalyse im Kopf haben und sagen, da müssen wir hin, und alles andere ist nur *second best* und darüber kann man eigentlich gar nichts mehr sagen, sondern lineare Programmierung, wenn Du es mathematisch ausdrücken willst, heranzuziehen, das heißt, mit Ungleichungen zu operieren, das darf nicht passieren, das darf auch nicht passieren, und das darf nicht passieren. Und innerhalb der *feasible area*, also des zulässigen Bereichs, ist es dann demokratischen Entscheidungsprozessen und dem Aushandeln von Leuten und dem Stand der Produktivkräfte und der Konjunktur und der Weisheit der Entscheidenden zu überlassen.

Als Ökonom sollte man eher mit „Leitplanken“ arbeiten – das macht übrigens auch der Wissenschaftliche Beirat der Bundesregierung für Umweltfragen – immer mit Leitplanken zu operieren, die man aufstellt und sagt, das darf nicht passieren, und das darf nicht passieren und hütet Euch vor diesem oder jenem! Es gilt also eher, solche Frühwarnsysteme und Alarmleuchten aufzustellen als ein *Optimum optimorum* anzustreben, das ja immer so etwas wie eine implizite Gewissheitsunterstellung in sich hat und das eben auch dazu tendiert, wirklich den wohlwollenden (oder

auch den nicht so wohlwollenden) Diktator zu beraten und nicht in einem demokratischen Prozess das Feld aufzuzeigen, innerhalb dessen man sich dann demokratisch bewegen kann bei wirtschaftspolitischen Maßnahmen.

AN: Bei der Vorbereitung dieses Gesprächs habe ich Deine Aufsätze noch mal gelesen. Ich finde darin Begriffe wie „ungleiche Informationsverteilung“, „*moral hazard*“, „Eigentumsrechte“. Sind diese Begriffe Allgemeingut sowohl für die Orthodoxie als auch für die Heterodoxie geworden? Bestätigt dies die These der theoretischen Annäherung der Schulen von der wir bereits sprachen?

MN: Ja, das würde ich durchaus sagen. Und um Namen zu nennen, Paul Krugman, glaube ich, ist einer, der wirklich wichtige Brücken geschlagen hat, der ziemlich respektlos mit den Wahrheiten der Orthodoxie umgegangen ist. Er ist, glaube ich, die Figur, die man an erster Stelle nennen sollte, der eben respektlos mit den Autoritäten umgegangen ist, multiple Gleichgewichte eingeführt hat und der auch die alten Entwicklungstheoretiker wie Gunnar Myrdal und Albert Hirschman rehabilitiert, indem er sagt, das waren ganz weise Überlegungen, die dort so etwas wie Spiralentwicklungen, Auseinanderentwicklungen, Polarisierungen, Bifurkationen, also Weggabelungen, in die eine oder andere Richtung entdeckt haben. Wenn er dann sagt, das Nicht-Zur-Kenntnis-Nehmen dieser Theoretiker seitens des *Mainstream* habe nur daran gelegen, dass die nicht richtig Mathematik konnten und dass sie es nicht in mathematische Modelle gepackt hätten, dann ist das vielleicht ein bisschen kurz gesprungen, weil der m. E. eben auch ideologische Charakter des marktwirtschaftlichen *Mainstream* in der Ost-West-Aus-einandersetzung damit unter den Tisch gekehrt wird, aber ich meine, dass tatsächlich so eine Annäherung stattgefunden hat.

Auch in der Heterodoxie hat man ja von den Heilserwartungen der verschiedenen Spielarten von Marxismus weitgehend Abstand genommen, die man mit der Verstaatlichung oder sonstigen Formen von Vergesellschaftung verbunden hatte. Und auch dieser Überschwang des 19. Jahrhunderts, der aus dem Kommunistischen Manifest spricht, den haben sich auch die linken Intellektuellen abgeschminkt, und insofern hat es da tatsächlich eine Annäherung gegeben im Hinblick auf den Umgang mit – ich nenne das mal – multiplen Gleichgewichten, um im Jargon zu bleiben oder auch mit dem Nebeneinander von Armut und Reichtum.

Natürlich verliert auf beiden Seiten damit dann auch die Einkommensdiskrepanz ihr Skandalon; d.h. wenn man analytisch elegant darstellen kann, warum der eine da oben rausgeht und der andere unten auf einem Markt, dann ist das natürlich gleichzeitig auch eine Beschwichtigung und eine Apologie des Status quo, der von beiden Seiten, von links und rechts, damit suggeriert wird. Insofern ist diese alte, etwas klassenkämpferische Gegenüberstellung von eher auf den Seiten des Kapitals und der Nordhalbkugel stehenden Orthodoxie, die sagt: „Liberalisiert, liberalisiert, und ihr werdet sein wie wir!“ und der Heterodoxie, die sagt: „Macht Staatsintervention, macht Revolution oder macht irgendwas, jedenfalls nicht pure Marktwirtschaft und dann werdet ihr reich!“, dass beide sich also diese Verheißung abgeschminkt haben, heißt auch, dass man sich mit dem Status quo in der Welt arrangiert. Insofern hat das m. E. auch gewisse negative Folgen, diese Einheitsglobalisierung, mit Lokalität, Globalität, Transkulturalität und *everything goes* und – „... und das ist auch gut so“ –, nur dass man als Alt-68er ein bisschen auch den alten Verheißungen und Hoffnungen doch hinterher trauert.

AN: Was hältst du von Theoretikern wie Antonio Negri, die sagen, dass Macht heute diffus ist und deswegen die alten Kämpfe nicht mehr geführt werden können wie damals. Neue Formen des Kampfes gegen die Globalisierung – Stichwort *Attac* – tragen dem Rechnung.

MN: Na ja, eben. Ich finde ja auch, dass sich da noch was bewegt – „Eine andere Welt ist möglich“, mit dem Weltsozialforum, Porto Alegre, Bombay – und auch *Attac*. Es ist ja nicht so, dass sich das alles total im Sande verlaufen hätte, sondern in anderen Formen geht es weiter, und es hat sich eben selbst globalisiert, Bezug nehmend auf die lokalen Fabrikbesetzungen in Uruguay

oder Argentinien und die Kämpfe von Indigenen in den verschiedenen Ecken dieser Welt. Aber, wie gesagt, meine Befürchtung ist ein bisschen, dass dieses selbstverständliche Umgehen mit ökonomischer Ungleichheit dazu führt, dass man sich so daran gewöhnt, dass dann von Unterentwicklung und Armut häufig gerade in diesen postmodernen Diskursen relativ wenig die Rede ist, sondern dass man manchmal das Gefühl hat, dass es eben Pensionäre mit ordentlichen Pensionen sind, die sich diese Art Begriffe um die Ohren hauen.

AN: Du hast am Lateinamerika-Institut einen Forschungsschwerpunkt „Geldwirtschaft an der Peripherie“ eingeführt. Es sind viele Arbeiten entstanden, und du hast mehrere wichtige theoretische Beiträge in dieser Richtung geliefert. Wie könnte man mit dem Instrumentarium, das du in deinen geldtheoretischen und -politischen Beiträgen entwickelt hast, die internationale Finanzarchitektur heute analysieren und die Rolle Lateinamerikas bewerten?

MN: Das geht von der Makro-Ebene bis richtig zu Mikro-Mikro. Ich denke immer, dass man an einem Institut wie hier interdisziplinär gerade das, was die anderen Disziplinen nicht auch bearbeiten, in erster Linie pflegen sollte, und das ist nun mal die ökonomische Spezialität des Geldes, dem sich Literaturwissenschaftler, Psychologen, Anthropologen und auch selbst Politikwissenschaftler und Soziologen nicht oder in einer anderen Weise annähern als das die zünftige Ökonomie tut. Deswegen ist also auch im Profil dieses Instituts diese Fahne hier hochzuhalten. Es geht um das Spezifikum der Zahlung, von Zahlen und Nicht-Zahlen, welches die Wirtschaft der globalen Gesellschaft von ihren anderen Teilsystemen unterscheidet, um es mal mit Niklas Luhmann auszudrücken. Das ist es, was hier nicht unter die Räder kommen darf! Man darf sich also nicht nur mit dem Arbeitsmarkt oder mit der Landwirtschaft auseinandersetzen, über die die anderen Disziplinen auch arbeiten.

Zurück zu Geld und Zahlungsbilanzen: Auf der Makroebene ist die Stoßrichtung die, dass man den Traum von der Komplementarität als Mythos entlarven muss. Die reichen Länder haben Kapitalüberschüsse, die armen Länder haben Kapitalmangel, also wird Kapital exportiert bzw. importiert, und damit ist allen geholfen. Wichtig ist, dass man diesen Zahn zu ziehen hat und erkennen muss, dass fast immer Exportüberschüsse das gewesen sind, was in der Vergangenheit Aufholprozesse in Japan, in Deutschland, auch in den ostasiatischen Tigerländern vorangetrieben hat, auch jetzt wieder in China, und dass diese alte merkantilistische Weisheit, inklusive dem Protektionismus von Friedrich List in Deutschland, über die Jahrhunderte bis zur heutigen Zeit so dumm nicht ist. Also im finanziellen Bereich eine Betonung des Marktzugangs, eine Betonung der Stärkung der Währung innerhalb der Hierarchie der Währungen und eine Kritik an diesem fundamentalen Sparlücken-Denken. Es klingt ja erst mal plausibel, dass die dringenden Erfordernisse in der Dritten Welt es nötig und möglich machen, mit dem Geld aus dem Norden zu wachsen, wie das ein Unternehmen tun würde, indem es sich verschuldet. Diese Analogie zwischen Unternehmen und Volkswirtschaft ist jedoch sehr, sehr kritisch zu betrachten. Man kann dann manchmal sagen, *trotz* einer internationalen Verschuldung ist die Volkswirtschaft gewachsen, und *trotz* eines Import- statt eines Exportdefizits, aber kaum jemals *aufgrund*. Ich würde sogar so weit gehen, zu sagen: *niemals aufgrund* eines massiven strukturellen Importüberschusses!

Auf der nationalen Ebene ist durch die mit dem Kollegen Hajo Riese zusammen weitergeführten Ideen vom Monetär-Keynesianismus darauf zu achten, dass in einer kompletten Ökonomie die Geldpolitik immer im Zusammenhang mit der Fiskalpolitik und der Einkommenspolitik, sprich: den Lohnauseinandersetzungen und Klassenkämpfen steht. Wenn über die formalisierten Arbeitsmärkte und die formalen, richtigen Gewerkschaften, die es ja auch in der Dritten Welt überall gibt, eine bestimmte Nominalloohnerhöhung erkämpft wird, dann führt das dazu, dass es eine bestimmte Inflationsrate als Ergebnis gibt, immer im Zusammenspiel mit der Fiskalpolitik. Und da muss man geld- und währungspolitisch mit einer eigenen Währung und mit der Option von Auf- und Abwertungen als Sicherheitsventil mitspielen können, wenn denn Freiheit der Arbeitsbeziehungen, Freiheit der Gewerkschaften und demokratische Prozesse irgendwie *meaningful* sein sollen. Deswegen also hier eine Betonung von eigenständiger, möglichst harter Währung,

von Preisstabilität, weil man mit den harten Währungen konkurriert um die Gunst der Vermögenseigentümer und des sonstigen Publikums, wenn es um die Finanzierung geht, also kein *easy money* und keine laxe Fiskalpolitik, sondern Disziplin auf dieser Ebene, - und das durchaus auch im Einklang mit der Orthodoxie! Ich will das Kind nicht mit dem Bade ausschütten und die Auswüchse der importsubstituierenden Industrialisierung hochhalten, würde mich aber bei Ratschlägen dennoch für einen Schutz des einheimischen Binnenmarktes auch und gerade vor Verschuldung, ja sogar vor Geschenken einsetzen, die in Gestalt von Nahrungsmitteln oder alten Klamotten die Binnenmärkte und die Einkommensbildung kaputtmachen. Also: Insistieren auf dem alten keynesianischen Thema der Einkommensbildung!

Und dann weiter runter auf die Bankebene, wo man anerkennen muss, dass man im Kapitalismus lebt, wo man aber auch anerkennen muss, dass rein kommerzielle Geschäftsbanken gegenüber Kleinkunden „rationieren“, wie das so schön heißt, auch wenn sie eigentlich dort, in diesem Sektor noch Profite machen könnten. Grund ist die asymmetrische Information; das heißt aber auch, dass es noch ein analytisch wie wirtschaftspolitisch gewichtiges Argument gibt, um staatliche Banken, um *social investor banking*, um ein international mit der Entwicklungsarbeit zusammenhängendes Bankwesen zu verteidigen, das profitabel und trotzdem gemeinwirtschaftlich orientiert ist, – wie man sich hier auch unsere Sparkassen im Prinzip vorstellt oder die Landesbanken oder die Kreditanstalt für Wiederaufbau.

Diese Marktnische ist also durchaus entwicklungspolitisch wie kommerziell interessant. Das ist es, was von Stiglitz herausgearbeitet worden ist, – und nicht umsonst ist er dann zum Vizepräsidenten der Weltbank mit dieser These geworden – es ist ja schließlich auch eine internationale Entwicklungsbank, eine intergouvernementale Bank. Das scheint mir also ein wichtiger Punkt zu sein, dass die Versorgung einfacher Leute, insbesondere der kleinen und kleinsten Betriebe, mit Finanzdienstleistungen in der modernen Welt geradezu ein Bürgerrecht auf der Konsumseite ist und auf der Produktionsseite eben auch unerlässlich für ein vernünftiges Wirtschaften, und dass eine gewisse Bankbeziehung für alle Bürger möglich und durch die moderne Technologie auch nicht mehr so teuer ist, als dass man damit einem Luxusgut das Wort reden würde. Aber allein auf den Markt kann man dabei nicht setzen.

AN: Die UNO hat das Jahr 2005 zum Jahr der Mikrofinanzen deklariert. Wie siehst du die Zukunft der Mikrokreditprogramme und der Stellung der Entwicklungsfinanzierung in der wirtschaftswissenschaftlichen Forschung?

MN: Ja, ich finde das irgendwie ganz nett, dass man das gesagt hat. Nur ist bisher noch immer die Tendenz, den armen, kleinen Leuten die Marktzinsen nicht zuzumuten, also, ich rede jetzt von fairen Marktzinsen, die einen Normalprofit erwirtschaften, nicht von dem real existierenden Geldverleihermarkt inklusive Wucherer, sondern unsere ökonomische Musterwelt von Märkten, in denen man seine vollen Kosten deckt. Ich nehme das ruhig als Referenz. Problematisch ist, dass das immer noch von vielen *Do-gooders*, auch von NGO's und von wohlmeinenden Intellektuellen als nicht bezahlbar von einfachen und armen Leuten betrachtet wird. Und immer noch gilt das Mikrofinanzwesen als etwas, wo man unterhalb des Marktzinses einer armen Frau ermöglicht, eine Kuh zu kaufen, mit der sie dann die Wegränder abgrast und mit deren Milch sie ein bisschen zu ihrem Lebensunterhalt beitragen kann. Diese Vorstellung scheint mir irreführend zu sein und die andere Seite zu ignorieren, nämlich etwas über dem Marktzins für einfachere Kunden einen Zins anzusetzen, der dann die Vollkosten deckt und einen nachhaltigen, dauerhaften Service ermöglicht.

Diese Art von Mikrofinanzinstitutionen wird auch vor dem Ausräubern geschützt, weil leichtere Kunden auch bessere Konditionen bei normalen konventionellen Banken erzielen können und deshalb wegbleiben. Diese Strategie, die ich ja mit IMI, mit dieser „Internationalen Micro Invest Aktiengesellschaft“ und durch die Zusammenarbeit mit der IPC, der „Internationalen Projekt Consult GmbH“ in Frankfurt, seit 20 Jahren betreibe, scheint mir also nach wie vor vom Pragmatischen her die richtige Linie zu sein, für die man vielleicht in diesem Jahr, auch in diesem

UNO-Jahr, publizistisch noch etwas mehr tun könnte. Ich könnte mir vorstellen, dass ich mich da auch wieder mehr einschalte. Interessant ist ja – jetzt auch um auf die Spezifika Lateinamerikas zu kommen – dass der Markt wegen der starken Marktverzerrung durch Monopole in Lateinamerika häufig so unter Verdacht steht, dass viele Intellektuelle ihn gar nicht als diese Referenz, die ich eben genannt habe, anerkennen, sondern nach wie vor von einer „solidarischen Wirtschaft“ ohne Geld oder mit Geld nur als Tauschmittel träumen oder auch von einer sonstigen Vergesellschaftung.

Ich habe das gerade in Montevideo bei einer Konferenz vor anderthalb Jahren erlebt, als dort die Vorstellung, von armen Leuten höhere Zinsen als von guten größeren Kunden zu verlangen, auf wenig Gegenliebe stieß. Mein Argument kam nicht an, dass man sie damit aus den Fängen eines monopolistischen Geldverleihers oder aus einer Unterentwicklungsfalle befreien könne, wo sie eben doch gar keinen Zugang zu Kapital von außen hätten, so dass sie ihre Entwicklungschancen und auch die Ausnutzung ihrer Arbeitskraft nicht voll ausspielen könnten. Von Seiten der Intellektuellen hieß es: „*No nos sirve*“ („das nützt uns nicht“), und das sei eine Vorstellung eines *Chicago Boy*, die Vorstellung von einer unsichtbaren Hand, die den Markt dann schon zum Wohle aller steuert, und das können wir nicht akzeptieren. Also, da habe ich, wenn Du so willst, meine nordatlantisch-protestantische Ethik und meine puritanische Tradition nicht verleugnen können.

AN: Du warst einer der ersten, der eine Verbindung zwischen Lateinamerika und Osteuropa einerseits und Entwicklungstheorie und Transformationstheorie andererseits hergestellt hat. Ich kann mich erinnern, dass eine große Tagung am Lateinamerika-Institut zu diesem Thema stattgefunden hat. Was hat man durch diesen Vergleich gewonnen?

MN: Du hast diese Tagung ja selber als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lateinamerika-Institut organisiert – mit Deiner damaligen Kollegin 1995. Diese Tagung war insofern etwas, was noch mal zurückführt auf das von vorhin, nämlich das allgemeine Problem des Wirtschaftens, also des Umgehens mit Knappheit, im Sozialismus und im marktwirtschaftlichen Kapitalismus mit Geldwirtschaft. Dass dies immer etwas Prekäres, Unsicheres ist, was auch nicht anthropologisch so vorgegeben ist, was man mit *bing bang* – wir sind jetzt alle frei, und damit schließen wir uns in einem allgemeinen Gleichgewichtsmodell auf den atomistischen Märkten zu einer neoklassischen Gleichgewichtsökonomie zusammen – nicht zu lösen ist. Wir brauchen eben nicht nur diesen *bing bang* der Privatisierung.

Wir waren von der Lateinamerika-Diskussion her gewohnt, dass 500 Jahre Kapitalismus eben zu bolivianischen, haitianischen oder brasilianischen Zuständen führen kann – oder auch zu finnischen und schwedischen. Und natürlich wollte man in Lettland wissen, ob das Land in 100 Jahren eher wie Finnland oder eher wie Bolivien aussieht. Deswegen gab es von Seiten der osteuropäischen Kollegen ja auch ein großes Interesse – und ich denke, dass wir mit unserer Diskussion über Produktionsweisen und über den Rückfall in familienwirtschaftliche Strukturen als sozusagen biologisch bis zum gewissen Grade vorgegebene Kernzelle von Gesellschaft einen Beitrag geleistet haben. Man hat auch etwas für den pragmatischeren Umgang mit dem Aufbau von Mikrofinanzinstitutionen in Osteuropa und die Reform des Bankwesens in Richtung *downscaling*, also die Geschäftsbanken dazu zu bringen, sich auch um kleine Leute zu kümmern, beitragen können. Und was wir dann wiederum aus Osteuropa gelernt haben, war, dass Familie im Sozialismus etwas anderes als im Kapitalismus ist: wenn in einer Familie über 60 Jahre nichts richtig Wertvolles vererbt und geerbt worden ist, weil es nichts zu erben gab, außer ein paar Konsumgütern, weil die Produktionsmittel verstaatlicht waren, dass dann Familie einen anderen Charakter gerade im ökonomischen Bereich hat als in einer kapitalistischen, auf das Erbrecht bauenden, Jahrhunderte langen Tradition wie in Lateinamerika. Auf diese Weise haben wir also auch für die Forschung bei uns hier und in Lateinamerika hinzugelernt. Wenn man genau hinschaut, sind ja auch unsere Handwerksfamilien, und weiter bis zu Arztpraxen und Zahnarztpraxen und Architektenbüros nicht selten familienwirtschaftlich eher zu analysieren, als dass man sie mit geldwirtschaftlich-kapitalistischen Modellen versuchen sollte zu analysieren. Das gilt

also nicht nur für Kleinbauern und Handwerker, diese Art von Verhaltenslogik. Auf diese Weise, glaube ich, haben wir einen Beitrag leisten können zu dem Durchschauen dessen, was in der Ex-DDR und im Ex-Ostblock passiert ist, wenn es sich auch nicht so richtig in fundamentaler Zusammenarbeit oder in institutionellen Strukturen niederschlagen konnte, weil es eben ein Thema unter vielen anderen blieb. Man ist eben doch mit dem einfachen Lehrstuhl in so einem Institut, das ja relativ dürftig ausgestattet ist, nicht in der Lage, große Sprünge zu machen. Da hätte man eigentlich noch mehr tun können, denke ich, als wir getan haben, aber ansatzweise und von dem intellektuellen Input und Output her bin ich damit eigentlich relativ zufrieden.

AN: Von der Auseinandersetzung mit den Transformationsländern haben wir gelernt, uns von alten und einfachen Dichotomien Staat und Markt, Privateigentum und Staatseigentum zu verabschieden. Auch alte Denkweisen der Ökonomie wurden durch die Transformationsforschung in Frage gestellt. Die Zeiten sind vorbei, wo man glaubte, allein Privatisierung wäre ein Garant für die Gewährleistung von Markteffizienz, um nur ein Beispiel zu nennen.

MN: Ja, eben. Vor allem als privatwirtschaftliche Monopolisten, dass man also das Staatsmonopol durch Privatmonopol abgelöst hat. Für manche Sachen hat uns das, glaube ich, die Augen geöffnet. Und wenn man so die Weltentwicklungsberichte der Weltbank liest, in denen das ja immer wieder thematisiert worden ist und gerade diese institutionellen Strukturen – was ist denn nun *public-private partnership* in der Wasserversorgung – dann wird natürlich auch immer zwischen ex-sozialistischen Ländern und lateinamerikanischen Ländern verglichen und die Consultants hoppen hin und her und sind in beiden Kontinenten tätig. Unsere Ehemaligen machen hier dann Station in Berlin und erzählen ein bisschen von diesem und jenem. Ich denke, dass Du Recht hast: für diese Art von Diskussion über staatlich-private Regulierung, dass das ein globales Thema geworden ist – ja auch bei unseren eigenen Privatisierungen oder Nicht-Privatisierungen, etwa bei der Sozialversicherung – das ist ja alles etwas, was durchaus jetzt nicht nur die paar Weltbankprogramme betrifft, in Ost und Süd, sondern durchaus *tua res agitur*, deine eigene Sache wird hier verhandelt, auch für uns in – ich hätte jetzt beinahe gesagt, Westdeutschland. (Schmunzeln)

AN: Kommen wir jetzt auf Amazonien. Seit Jahren arbeitest Du über diese Region, und ich habe mich immer gefragt: Wie bringt man nicht nur die Ökologie, sondern auch die Amazonien-Problematik mit der Geldwirtschaft zusammen? Ich kann mir vorstellen, dass es für einen Ökonomen sehr schwierig ist, solche Verknüpfungen dann global zu modellieren.

MN: Ja, ich war zum ersten Mal 1963 in Kolumbien – das ist also jetzt schon über 40 Jahre her, dass ich zum ersten Mal am Amazonas war und ich bin damals zu Fuß nach Brasilien einmarschiert und wieder zurück, und einmal auch mit dem Bötchen über den *Solimões*, also über den Amazonas gefahren, so dass mich das schon wirklich sehr lange beschäftigt. Der ökonomische Druck auf die Ressourcen Amazoniens, die Erschließung von Gold- und Eisenerz und Holz und was es da alles gibt, ist eben etwas, finde ich, das bei den Ökonomen schon den Schweiß der Edlen wert ist, sich das genauer anzugucken, vor allem, wenn man den ökologischen Wert auf der einen Seite und eben auch den ökonomischen Wert auf der anderen Seite ansieht. Auf dem Weg bin ich relativ häufig über so etwas wie die *property rights* gestolpert: Wer hat eigentlich das Recht auf Aneignung von diesem oder jenem Gut? Inklusive der öffentlichen Hände, die dann auch geneigt sind, eventuell solche *property rights* zu verkaufen, Tafelsilber zu verscherbeln, wie das hier heißt. Auch dort werden eben Rechte verscherbelt, um fiskalischem Druck auszuweichen, und insgesamt sollte man als Ökonom dem genauer nachgehen, wie Menschen wirtschaften.

Ich fand auch immer und finde immer noch ganz spannend, wie vom Ökosystem her auf die Gesellschaft Zwänge ausgehen, wenn sie ein Überschwemmungsgebiet haben und da nicht genau wissen, welche Flussinsel das nächste Mal wieder erscheinen wird oder nicht. Wenn also Betriebe und *Comunidades* wirtschaften müssen unter ökonomischen Bedingungen, die nicht

wie in der norddeutschen Tiefebene aussehen, also hier ist mein Zaun, und seit 300 Jahren sind wir hier ansässig als Familie, sondern jedes Mal, wenn das Wasser wieder weg ist, muss neu gesagt werden, wer jetzt was bauen, anbauen oder sein Vieh da hin treiben darf. Dieser Umgang mit unterschiedlichen Ökosystemen, solch extremen Ökosystemen wie Fischfanggründen und so, das sind also schon eigentlich phantastische Herausforderungen, wo ich auch bisher oder immer nur so ganz gelegentlich einen kleinen Beitrag mit leisten konnte. Was mich sehr beschäftigt hat in der ganzen Zeit – jetzt gerade richtig professionell als Ökonom – ist, wie man durch die Festlegung von Nutzungszonen – sei es als Naturschutzgebiet, sei es als Pufferzone, sei es als kollektives Gebiet über den Bodenpreis – dann auch auf die Abholzung oder Nichtabholzung des Waldes Einfluss nimmt und welche Verantwortung die Intellektuellen haben, die sich hinsetzen und solche Karten zeichnen.

AN: Welche Rolle spielt diese ganze Problematik in der Lula-Regierung? Kann man in diesen Fragen bedeutende Unterschiede zwischen der Regierung Lula und früheren Regierungen ausmachen?

MN: Ja. Auf der Diskursebene schon, weil die Umweltministerin, Marina Silva, eine wichtige Kampfgefährtin von Chico Mendes gewesen ist und sehr nah auch an Lula ist. Sie hat ihn als PT-Senatorin über die Jahre hin politisch im engeren Sinne mit unterstützt. Aber der Druck ist nach wie vor unglaublich stark und vor allem das tief sitzende Selbstverständnis in der Gesellschaft, dass Abholzen gleich Zivilisation ist.

Politisch ist Marina Silva eine recht bedeutende Figur, und vom Diskurs her ist „*Amazônia Sustentável*“ („Nachhaltiges Amazonien“) das offizielle Programm der Lula-Regierung, aber auf der Durchführungsebene hapert es. Es gibt gerade einen großen Korruptionsskandal in Belém mit dem dortigen *Superintendente*, dem Leiter der Landreformbehörde, der wohl große Mengen an Titeln an Landräuber („*grileiros*“) vergeben hat. Also: es wird etwas versucht, aber die Regierung kann auch nicht davon absehen, solche Entwicklungsachsen und -straßen durch den Wald zu schlagen, denn da wohnen schließlich 20 Millionen Leute, und die verlangen das einfach. Und da der wirtschaftliche Anreiz so groß ist, versucht man wenigstens diese eine Strecke Cuiabá – Santarém, diese Straßenasphaltierung, modellhaft vernünftig zu machen. Aber schon die Ankündigung, dass man überhaupt asphaltieren will, führt dazu, dass überall der Wald ganz furchtbar brennt, und die Maßnahmen sind häufig auch irgendwie fehlgeleitet oder haben seltsame Prioritäten. So heißt es beispielsweise, dass man erst ein satellitengestütztes Katastersystem aufbauen muss, bevor man die Titel vergibt. Und wenn man das macht, brennt unten der ganze Wald schon ab in den zwei Jahren, die das dauert. Diese Art von Problemen versuchen wir von Seiten der *International Advisory Group*, der ich angehöre, vom „*Pilotenprogramm <der Gruppe der 7> zum Schutz der tropischen Regenwälder in Brasilien (PPG7)*“ vor allem auch für die deutsche Entwicklungszusammenarbeit im Blick zu behalten und ihnen gute Ratschläge zu geben. Aber man merkt immer wieder, wie fest doch das 500 Jahre alte Modell sitzt, wenn der Wald weg ist, kommt die Zivilisation, also die *mission civilisatrice* des Kolonialismus! Bis hier war es Fortschritt und jetzt soll es Zerstörung von Wert sein? Das geht in die Köpfe doch noch nicht so recht hinein, aber es gibt natürlich genug Nicht-Regierungs-Organisationen und umweltbewusste Leute, die man auch mit Entwicklungszusammenarbeit unterstützen kann, so dass der Kampf nicht aussichtslos ist. Aber im Moment brennen eben noch 25.000 km² jedes Jahr in den letzten 3 Jahren ab, und das ist mit der Lula-Regierung eher schlimmer geworden, weil sie eben das Wirtschaftswachstum jetzt wieder mit 4-5% pro Jahr angekurbelt hat und weil sie auch eine gewisse Dispositionssicherheit insgesamt im Land eingeführt hat. Die Wahlen hatten ja dazu geführt, dass es einen gewissen Attentismus gab, auch durch die internationalen Verflechtungen, aber Lula hat inzwischen allgemein eine ganz schöne Zuversicht inspiriert, aber in Amazonien eben auch so ein bisschen die Mentalität „Rette sich, wer kann“ hervorgerufen, denn wer weiß, ob wir noch weiter den Besitz an den Waldbeständen oder auch an Viehweiden behalten werden, – also erst mal rausholen, was rauszuholen ist als Devise von Seiten derer, die derzeit

die tatsächliche Kontrolle inne haben. Also, es ist spannend, das zu verfolgen, aber auch ein bisschen traurig.

AN :Zum Schluss möchte ich einige Namen nennen und dich bitten, etwas zu diesen Namen zu sagen. Hirschman ...

MN: Mein großes Vorbild. Als ich 1962/63 in Amerika studierte, habe ich seine „*Strategy of Economic Development*“ im *Economics Department* von *Middlebury College* in Vermont gelesen und war so begeistert, weil ich nun danach auch noch nach Kolumbien ging, – und aufgrund seiner Erfahrungen in Kolumbien ist ja die *Strategy* geschrieben worden. Hinzu kommt, dass ich ihn auch gelegentlich persönlich erleben konnte. Das führt dazu, dass ich ihn nach wie vor als den *grand old man* mit seiner breiten Bildung betrachte in der – vor allem Lateinamerika-bezogenen, aber nicht nur – weit verstandenen Politischen Ökonomie.

AN: ... Marx ...

MN: Marx war für mich um '68 herum natürlich besonders wichtig. Im Oktober 1967 habe ich schon meinen Dienst als wissenschaftlicher Mitarbeiter angetreten, stand also von Seiten der Studentenbewegung eher als CIA-Agent und Charaktermaske des Kapitals in Verdacht. Ich habe '68 also nicht als Student erlebt und war selber auch nicht marxistisch sozialisiert, sondern musste mich dann intensiv als Lehrassistent damit auseinandersetzen in der Münchener Diskussion. Als Mitglied der „skeptischen Generation“, wie uns Helmut Schelsky mal als die in den 50er Jahren Sozialisierten bezeichnet hat, war ich nicht ansteckbar von dem Feuer, das Marx ausstrahlte, mit dem er glühte und mit dem er viele angesteckt hat. Insofern war ich von der Begeisterungsfähigkeit her ein Vor-68er, nämlich Angehöriger der skeptischen Generation der Nachkriegszeit, so dass Marx für mich einer der großen Theoretiker war und geblieben ist, von dem man analytisch viel lernen kann, aber von dessen Feuer der Begeisterung und von dessen revolutionärem Elan ich mich auch schon '68 nicht recht anstecken ließ. Wie gesagt, habe ich die Auseinandersetzungen schon auf der anderen Seite des Katheders geführt, aber sehr wohl als Gegenpol zu der neoklassischen Wohlfahrtsökonomie, mit der wir traktiert worden waren in den frühen 60er Jahren an der Universität, also wohlwollender Diktator und Marktwirtschaft ist alles, plus noch ein bisschen soziale Marktwirtschaft von Ludwig Erhard. Da war es schon wichtig, Marx an die Uni zu bringen. Ich erinnere mich noch an ein Methoden-Seminar in BWL, wo ich dann „Der eindimensionale Mensch“ von Herbert Marcuse habe lesen lassen. Den *Reader* für die Veranstaltung mit diesem Text und anderen habe ich gerade erst wieder gefunden.

AN: Noch drei Namen: Milton Friedman ...

MN: Milton Friedman mit seinem Hubschrauber ist einfach umwerfend. Auch durch das, was er über „Geld regiert die Welt“ und über den Monetarismus geschrieben hat, ist er eine wichtige Figur, an der man sich dann allerdings eher gerieben hat, als dass ich ihm gefolgt bin, aber ein inspirierender Kopf – und sei es qua Widerspruch.

AN: ... Fernando Henrique Cardoso ...

MN: Ach, ja! Wir haben ihm ja hier den Ehrendoktor verliehen, und ich war einer der *Laudatores*, als er den Ehrendoktor des Politikwissenschaftlichen Fachbereichs der Freien Universität bekam. Sein „*Dependencia y desarrollo en América Latina*“ von 1967 wurde ja 10 Jahre später ins Deutsche übersetzt und war das meist geklaute Buch der Bibliothek; es hat mich sehr inspiriert, auch die Denkweise, dass es Alternativen gibt, dass das Ergebnis der Klassenkämpfe nicht vorbestimmt ist, wer da gewinnt in den gesellschaftlichen Auseinandersetzungen. Auch seine Auseinandersetzung mit der deterministischen Schule der *Dependencia*, also der eher dichotomischen Sichtweise – der eine ist eben oben und der andere unten, und dazu auch auf Dauer ver-

dammt, wie das ein bisschen bei André Gunder Frank der Fall war –, davon wegzukommen, dafür war er auch sehr inspirierend. Weniger bekannt ist vielleicht, dass er uns hier mal mit gerettet hat, als Kewenig als Senator das LAI auflösen wollte. Er war auch eingeladen, und wir saßen zusammen mit dem Senator. Er war einer von denen, die ein gutes Wort für uns eingelegt haben, so dass die Auflösungsüberlegung dieses ersten CDU-Senats dann doch nicht zum Zuge gekommen ist. Das haben wir als Institut auch ihm zu verdanken.

AN: Zuletzt: Schumpeter ...

MN: Schumpeter zu lesen ist auch sehr wichtig für mich gewesen, also das berühmte Buch von 1911/12: „Die Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung“. Die Modellierung des „Unternehmers“ und die Gegenüberstellung zwischen dem „Wirt schlechthin“ oder dem „Wirt“ mit dem „Unternehmer“ ist etwas, was ich auch versucht habe aufzunehmen und bis heute versuche deutlich zu machen. Man darf und soll auch nicht nur den Unternehmer vergöttern und vergötzen, wie Schumpeter das ja auch überhaupt nicht tut, sondern auch nach der Funktion der Ermöglichung von innovativer wirtschaftlicher Betätigung im Allgemeinen fragen. Schumpeter schreibt einiges darüber, wer das alles sonst noch übernehmen kann. Aber das Zusammenspiel von Schumpeters Unternehmer und seinem Bankier scheint mir tatsächlich der Schlüssel für geldwirtschaftliches Wachstum zu sein, bis heute. Die von ihm etwas verachtete Figur des „Wirts“ ist mir aber durch die Beschäftigung mit dem städtischen informellen Sektor und den Kleinbauern in Lateinamerika stärker ans Herz gewachsen als das bei ihm der Fall gewesen ist, so dass ich beide seiner Figuren eigentlich eher zu Helden der Arbeit stilisieren möchte. Aber Schumpeter ist als einer der wirklich Großen unseres Fachs anzusehen, den zu lesen sich bis heute sehr lohnt. *O.k.?*

AN: Ja, Danke.

MN: Danke.

Institut für Iberoamerika-Kunde – Hamburg

Barbara Fritz / Katja Hujo (Hrsg.)

Ökonomie unter den Bedingungen Lateinamerikas:

Erkundungen zu Geld und Kredit, Sozialpolitik und Umwelt

Frankfurt/M.: Vervuert 2005, 255 S., € 28,-
ISBN 3-86527-199-5

Schriftenreihe des Instituts für Iberoamerika-Kunde, Hamburg
Band 62



Ist es in einer globalisierten Welt noch notwendig, sich systematisch mit einer Region dieser Welt zu beschäftigen? In diesem Sammelband werden auf den verschiedensten Ebenen Argumente für den wissenschaftlichen Mehrwert einer solchen Herangehensweise am Beispiel der Ökonomien Lateinamerikas gezeigt. Die Autorinnen und Autoren thematisieren die Bedeutung von regionalen Ökonomien für globale ökonomische Prozesse und stellen den Beitrag der lateinamerikanischen Ökonomen zur wirtschaftswissenschaftlichen Debatte vor.

Thema ist auch der Nutzen von Regionalstudien für die Übertragbarkeit von Erkenntnissen und den Vergleich zwischen verschiedenen Regionen. Die Spannweite der Beiträge reicht von interdisziplinären Ansätzen als notwendiger Voraussetzung zum Verständnis regionaler Probleme bis hin zur Anwendung und Befruchtung von hochspezialisiertem Fachwissen auf regionale Problemfelder.

I. Ökonomie, Regionen und die anderen: Erkundungen

Marianne Braig: Ökonomie als transnationale Disziplin oder:
Das Fach entkernen

Stefan Collignon: Globalisierung, Regionalismus
und die politische Ökonomie von Ideologien

Elmar Altvater: Verarmung in reicher Gesellschaft
oder die Tragödie der privaten Aneignung öffentlicher Güter

Maria Angela D'Incao: Rosa, genannt Rosa Preta, eine brasilianische Frau

Silvio Andrae: Politikberatung und Beraterpolitik in Amazonien

Manfred Niekisch: Biodiversität als Entwicklungspotenzial:
Paradigmenwechsel im Naturschutz

II. Geld, Kredit und Entwicklung

Reinhard H. Schmidt: Die Sicht der teilnehmenden Beobachter:
Ein Abriss der IPC/IMI-Geschichte aus neo-institutionalistischer Perspektive

Kathrin Andrae: Regulierung und Integration von Mikrofinanzinstitutionen
in formelle Finanzmärkte in Lateinamerika

Barbara Fritz: Tragfähigkeit von Verschuldung.
Ein Blick über die Gläubigerperspektive hinaus

Katja Hujo: Wirtschaftskrisen und sozioökonomische (Un-)Sicherheit in Lateinamerika

III. Sozialpolitik im regionalen Vergleich

Katharina Müller: Die Politische Ökonomie der Rentenreform:
Lateinamerika und Osteuropa im Vergleich

Carmelo Mesa-Lago / Eva Maria Hohnerlein: Rentenreformen im Vergleich:
Internationale Systematisierung und Lehren aus Lateinamerika und Osteuropa
für die deutsche Rentenreform

Anthony J. Duker und Kristin J. Kleinjans: Kann Kollusion die hohen
Rentenversicherungsgebühren in Kolumbien erklären?

Helmut Schwarzer: The Recent Brazilian Pension Reform:
Lessons from Comparative Studies

An Stelle eines Nachworts

Hajo Riese: Manfred Nitsch – ein politischer Ökonom par excellence

**Diskussionsbeiträge
des Fachbereichs Wirtschaftswissenschaft
der Freien Universität Berlin**

2005

- 2005/1 CORNEO, Giacomo
Media Capture in a Democracy : the Role of Wealth Concentration
Volkswirtschaftliche Reihe
- 2005/2 KOULOVIATIANOS, Christos / Carsten SCHRÖDER / Ulrich SCHMIDT
Welfare-Dependent Household Economies of Scale: Further Evidence
Volkswirtschaftliche Reihe
- 2005/3 CORNEO, Giacomo
Steuern die Steuern Unternehmensentscheidungen? 20 S.
Volkswirtschaftliche Reihe
- 2005/4 RIESE, Hajo
Otmar Issing und die chinesische Frage – Zu seinem Ausflug in die Wechselkurspolitik
Volkswirtschaftliche Reihe
- 2005/5 BERGER, Helge / Volker NITSCH
Zooming Out: The Trade Effect of the EURO in Historical Perspective
Volkswirtschaftliche Reihe
- 2005/6 JOCHIMSEN, Beate / Robert NUSCHELER
The Political Economy of the German Länder Deficits
Volkswirtschaftliche Reihe
- 2005/7 BITZER, Jürgen / Monika KEREKES
Does Foreign Direct Investment Transfer Technology Across Borders?
A Reexamination. 19 S.
Volkswirtschaftliche Reihe
- 2005/8 KONRAD, Kai A.
Silent Interests and All-Pay Auctions
Volkswirtschaftliche Reihe
- 2005/9 NITSCH, Volker
Currency Union Entries and Trade
Volkswirtschaftliche Reihe
- 2005/10 HUGHES HALLETT, Andrew
Are Independent Central Banks as Tough as They Pretend? 11 S.
Volkswirtschaftliche Reihe
- 2005/11 KOULOVIATIANOS, Christos / Carsten SCHRÖDER / Ulrich SCHMIDT
Non-market time and household well-being
Volkswirtschaftliche Reihe
- 2005/12 NITSCH, Manfred / Jens GIERSDORF
Biotreibstoffe in Brasilien
Volkswirtschaftliche Reihe